

delten wir noch ohne zu sehen, dass es in der andrängenden Postmoderne gerade wieder auf konkrete Orientierungs- und Wegmarken ankommen würde.

Wenn Heimat dort ist, wo du verstanden wirst, dann gilt für einige Jahre der Redaktionstreff der DIAKONIA in seiner jeweiligen Zusammensetzung mit den genannten Namen als ein solcher »Ort«. Und »der Erharter« hatte darin so etwas wie eine Mittlerfunktion. Alle Fäden liefen bei ihm zusammen. Alle Klagen wurden bei ihm abgeladen. Er konnte auch herbe Kritik einstecken und wegstecken. Dass sie nicht selten angebracht war, hing einfach mit den pluralen Arbeitsbereichen zusammen, für die er zuständig war und von denen er beansprucht wurde. Manchmal erschien er mir wie eine Mutter, die einen undefinierbaren Arbeitsbereich auszufüllen hat. Wenn ich heute – als einer der Alten – jungen Leuten zuhöre, wie sie den Begriff »spannend« zur Konjunktur bringen, kann ich sagen: Er war für die Stimmung der DIAKONIA-Redaktion der 70er- und 80er-Jahre buchstäblich kennzeichnend, und als seine Personifikation sehe ich Helmut Erharter. Dabei muss ich gestehen, dass ich mir mitunter eine Lösung dieser Spannungen gewünscht hätte und nicht selten dafür auch gekämpft habe, für Beiträge »meiner« inkarnatorischen Pastoral. Ich nehme an, die anderen (ehemaligen) Redaktionsmitglieder machten dieselbe Erfahrung: Der Erharter hatte immer einen Platz für solche Beiträge.

Übertrieben formuliert, könnte man sagen, wir haben oft Manuskripte abgelehnt, auf denen er saß, und er hat Beiträge verteidigt, die von uns keiner kannte. Dass bei diesem Prozess auch ordentliche Hefte herauskamen, bleibt sein Geheimnis und die Freude mancher Leser. Jedenfalls hatte er hernach immer die aufgehäuften Späne auszukehren, wenn die Redaktionskonferenzen zu Ende waren. Die Moderatoren wechselten, aber der Chefredakteur blieb derselbe. Er war ein

zäher Bursche, wenn es um die »Sache« ging. Und es ist berechtigt, zu sagen, dass es ihm und uns dabei um die Sache Jesu Christi ging. In diesem Sinne hatten wir auch Sternstunden erlebt, nicht nur bei den Drei-Sterne-Artikeln, die jeweils die gesamte Redaktion verantwortete. Es gab auch das gemeinsame Gebet, die gemeinsame Eucharistiefeier, z.B. für die ersten Heimgerufenen, deren Tod uns natürlich besonders betroffen machte.

Eigentlich ist es signifikant für Helmut Erharter, für seine Existenz zwischen dem Österreichischen Pastoralinstitut und der internationalen Pastoralzeitschrift, dass er einer artifiziellen Herzklappe bedurfte. Ja, ich finde es persönlich ergreifend und symptomatisch, dass er einen Herzstillstand überlebte, vom Herrn über Leben und Tod eine neue Chance bekam und sie seither so nützte, als sei nichts gewesen. Wenn es so ist, dann besteht auch Grund zu der Hoffnung, der ich hiermit Ausdruck geben möchte, dass er noch lange Freude am fluktuierenden Leben auf Gottes herbstlicher Welt haben möge, gemäß dem Lebensmotto einer großen Stadt (diesmal nicht an der Donau, sondern an der Seine): »Fluctuat non mergitur«.

Martina Blasberg-Kuhnke

Das Klima einer offenen Streitkultur

● Zehn Jahre liegt nun meine erste und gleich intensive Begegnung mit Helmut Erharter zurück. Diese Jahre waren für mich, gerade wegen der Begegnungen mit den Kolleginnen und Kollegen in der Redaktion, gerade wegen des gemeinsamen Wegs mit Helmut Erharter, eine gute und reiche Zeit, auf die ich gerne und mit guten Gefühlen zurückschaue, froh, dass wir als Re-

daktion mit der DIAKONIA und miteinander auch eine Zukunft haben.

An die erste Begegnung mit Helmut Erharter möchte ich erinnern, nicht nur, weil »ersten Begegnungen« in Biographien immer eine besondere Faszination eigen ist, weil sie so etwas wie ein Vorzeichen vor die gemeinsame Geschichte setzen, sondern weil in dieser »ersten Begegnung« sich im Nachhinein eine Erfahrung verdichtet, die ich mit Helmut in den zehn gemeinsamen DIAKONIA-Jahren immer aufs Neue gemacht habe.

Ich erinnere mich noch sehr genau: Wie es gute, allerdings der Zeitnot oft geopfert, Praxis in der Redaktion ist, waren zur Sitzung Anfang April 1988 in der Katholischen Akademie Schwerte Gäste eingeladen, die mit den Redaktionsmitgliedern zu einem vorher vereinbarten Thema diskutieren sollten. Ich war als Gast eingeladen und, was ich damals nicht wusste, es sollte zugleich ein erstes »Beschnuppern« mit den Mitgliedern der Redaktion sein, die schauen wollten, ob ich wohl zu ihnen »passen« könnte. Das Thema, das der Redaktion auf den Nägeln brannte: »Verhindert die Pfarrei Gemeindebildung? Zum Verhältnis von Pfarrei und (Basis-) Gemeinde«. Im Heft 2/1988 hatte Hermann Steinkamp mit der provozierenden These: »Das Pfarreiprinzip verhindert (Basis-)Gemeindebildung, obwohl es sie intendiert und propagiert«¹, für Furore gesorgt und Norbert Greinacher zu Zustimmung und Widerspruch sowie dem Plädoyer herausgefordert, die Chancen der vorhandenen Pfarreien, mit der Perspektive einer gemeindekirchlichen Zukunftsgestalt der Kirche, wahrzunehmen.

Diese brisante Diskussion sollte in Schwerte nun weitergeführt und in den Positionen und ihren Konsequenzen präzisiert werden, zwischen Steinkamp und Greinacher, mit der Redaktion der DIAKONIA und uns als Gästen, jungen Theologinnen und Theologen, meist aus Münster, sowie

engagierten Pfarrern aus dem Ruhrgebiet und Pastoralarbeitern, die in diakonischen Handlungsfeldern tätig waren. Es wurden höchst spannende und ergebnisreiche zwei Stunden, Sternstunden, weil die eigene Position im fairen aber profilierten Streit deutlicher wurde und das bessere Verstehen der je anderen wirklich gewollt war. Dieses Klima einer offenen, wechselseitigen und gerechten Auseinandersetzung um eine gemeinsame Sache ist das, was ich hier das erste Mal erlebt habe und was seither fest zu meinen Erfahrungen mit DIAKONIA gehört.

Meine Überzeugung zur Frage nach dem Verhältnis von Pfarrei und Gemeinde, »Parochie als Ortsgemeinde« sei »noch keine Garantie für Gemeindebildung«², wurde mir selber in ihren theologischen und pastoralen Konsequenzen wirklich sichtbar. Die Fragen, was Gemeinde am Ort bedeutet, wo und wie Evangelisierung geschieht und vor allem, welche Sozialformen von Christinnen und Christen den qualifizierenden Namen »Ge-

» eine offene, wechselseitige und gerechte Auseinandersetzung «

meinde« verdienen, sind noch zu beantworten. Dass dies mit Überlegungen zur Struktur und Sozialgestalt von Pfarrei oder Gemeinde allein nicht zufrieden stellend gelingt, ist in den Jahren seither in den Diskussionen um kooperative Seelsorge versus Sozialpastoral und in den Versuchen, Gemeinde als theologisch qualifizierte kontextuelle Praxis der Koinonia von Christinnen und Christen zu rekonstruieren, sichtbar geworden.

Dass diese Diskussion weitergegangen ist, ist auch das Verdienst von DIAKONIA und Helmut Erharter, der an dem Thema konsequent festgehalten hat. Schon an diesem Nachmittag in der Akademie Schwerte wurde mir in der Art, wie der Chefredakteur sich in die Diskussion einbrachte,

deutlich, wie sehr dieses Klima einer fairen Streitkultur sein Anliegen ist und immer wieder durch ihn ermöglicht wird. Ihm ist wichtig, alle Positionen, auch und gerade die, die ihm selber eher fern liegen, zu hören und ihnen Raum zu geben. Dabei geht es ihm um Vermittlung und Annäherung verschiedener Anliegen, Standpunkte und Optionen: eine Haltung, die nicht allein aus dem Charakter eines zugewandten, an anderen und ihrer Sicht der Dinge interessierten, warmherzigen Menschen zu verstehen ist, sondern nur aus seinem »Schlüsselereignis«, dem Schlüsselereignis einer ganzen Generation von Theologinnen und Theologen seines Alters, dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Das Konzil mit seinen Erneuerungsimpulsen markiert für Helmut Erharter nicht nur programmatisch eine Zäsur; es ist zugleich die Initialzündung für eine andere Kultur der Beziehungen und des Umgangs unter Christinnen und Christen in ihrer katholischen Kirche gewesen. Meinungs- und Interessenvielfalt, offener und fairer Streit um Positionen, die begründet verschieden sein können, gerechter Ausgleich zwischen Frauen und Männern, zwischen den Generationen, zwischen Menschen verschiedener Kulturen, Nationalitäten und Religionen gehört elementar dazu. Diese Kultur der fairen Auseinandersetzung und eines innerkirchlichen Pluralismus, die wesentlich zum Katholizismus gehören, ist, angesichts ihrer steten Bedrohung und ihrer Bestreitungen in der Kirche selbst, auf Christen angewiesen, die in ihrer Person dieses Programm verkörpern und es im Alltag, nicht nur in der Redaktionsarbeit, ganz selbstverständlich praktizieren. Ich bin froh, dass DIAKONIA ein solcher Raum ist; ich bin froh, Helmut Erharter an der Seite zu haben.

¹ Hermann Steinkamp, Selbst »wenn die Betreuten sich ändern«. Das Parochialprinzip als Hindernis für Gemeindebildung, in: *Diakonia* 19 (1988) 78–89, hier 83.

² Vgl. Martina Blasberg-Kuhnke, Parochie als Ortsgemeinde – noch keine Garantie für Gemeinde, in: *Diakonia* 20 (1989) 186–188.

Elisabeth Dieterle

Der »Chef-Kollege«

● Im Jahr 1965 kam ich als Sekretärin zu Helmut Erharter in das Österreichische Pastoralinstitut (damals Österreichisches Seelsorgeinstitut) und hatte auch »seine« Zeitschrift sekretariell zu betreuen.

Ich hatte damals keine Ahnung von der Arbeit in einer kirchlichen Zentralstelle und musste mir so gut wie jeden Schritt erklären lassen. Für die Zeitschrift wie für das Institut gab es eine rege Korrespondenz. Mit einer wahren Engelsgeduld beantwortete Helmut meine immer wieder gestellte Frage, wo ich denn die Adresse für den Brief finden könnte, mit dem Hinweis, doch im Personalschematismus nachzuschauen. Schließlich war ich dann doch einmal so weit, dass ich erst nach einer erfolglosen Suche im Schematismus seine Hilfe erbat.

Helmuts Liebenswürdigkeit, Toleranz und Geduld erscheinen mir – neben seinem enormen Arbeitseifer und seiner zähen Ausdauer – als seine besonders hervorstechenden Eigenschaften. Nach einiger Zeit wurde für das Sekretariat ein zweiter Dienstposten bewilligt, den im Laufe der Jahre verschiedene Kolleginnen nacheinander einnahmen. Selbstverständlich passierten uns im Sekretariat manchmal Fehler oder andere Unzulänglichkeiten. Helmut blieb immer ge-

» Er legte großen Wert auf unsere Meinung «

duldig und verständnisvoll, auch wenn die Korrektur eines Fehlers Zeit und Kosten verursachte. Sein Einsatz für die Sache war auch für uns immer wieder Ansporn und Motivation, uns einzusetzen, unser Bestes zu geben und zu versuchen, mit seinem Arbeitspensum Schritt zu hal-